

DIE KIRCHE DER WANDERNDEN

Das Werden der lutherischen Kirche Brasiliens und ihre Gegenwart

Kirche ereignet sich nach lutherischem Verständnis überall dort, wo das Evangelium „rein gepredigt“ und die Sakramente „stiftungsgemäß verwaltet“ werden („pure docetur“, „recte administrantur“, CA VII). Das Ministerium verbi divini, das Predigtamt, tut diesen Dienst am Menschen: Der ereignisshafte Charakter der Kirche ist deutlich. Dies gilt für die Kirche Christi überall auf Erden, auch in Brasilien.

Es gibt häufig genug Situationen, in denen nur die Predigt des Evangeliums und die einsetzungsgemäße Verwaltung der Sakramente am Werke sind – und es existiert Kirche! Die Geschichte vieler Diasporakirchen belegt diese Aussagen des Augsburger Bekenntnisses.

Kirche, die sich ereignet, nimmt Gestalt an. Und hat sie Raum genug, sich zu entfalten, dann will sie sich eine Ordnung geben. Sie muß es tun. Denn – um die Terminologie der Christenheit im hellenistischen Zeitalter zu verwenden – der Geist drängt nach Verkörperung. „Das Wort ward Fleisch.“ Kirche ist fleischgewordener, immer wieder von Neuem fleischwerdender Geist Gottes in dieser Welt. So entstehen Ordnungen.

Die nürnbergisch-brandenburgische Kirchenordnung aus dem Jahre 1528 war ein solches „Inkarnationsereignis“. Die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche sind hierher zu zählen. Und auch die wichtigsten Teile kirchlicher Rechtssammlungen. Noch mehr aber sind die jeweiligen kirchlichen Lebensäußerungen zu nennen, ob sie nun rechtlich geordnet sind oder nicht.

Ob und inwieweit dem Amt der Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung eine besondere Bedeutung zukommt, kann und braucht hier nicht erörtert zu werden. Das Ereignis der Verkündigung und der Sakramentspende ist konstitutiv – das erste, was konstituiert wird, ist das geordnete Amt. Es hat eben seine Gründe, daß die ersten sichtbar rechtswirksamen kirchenbildenden Tätigkeiten der Reformation die Visitationen waren.

Für unsere Erörterung des Werdens einer Kirche ist ein anderer Aspekt von besonderer Wichtigkeit.

Es ist darzustellen:

- der Raum, in dem sich Kirche ereignet und entfalten möchte;
- die Gesellschaft, aus der ihre Mitglieder kommen;
- die Verhältnisse, in denen sie leben;
- die geschichtliche Situation, in der Kirche Gestalt annimmt;
- die Erfahrungen, die sie bisher gesammelt hat, also der Zeitraum, über den sie sich erstreckt, die Geschichte.

I.

Brasilien hat eine für Mitteleuropäer unvorstellbare Ausdehnung. Es ist ein Land von kontinentalen Ausmaßen, ein Land, in dem sämtliche europäischen Staaten von Irland bis zur Ukraine, von Nordnorwegen bis nach Israel einschließlich der westlichen Türkei im Nahen Osten Platz haben, 34 mal so groß wie die Bundesrepublik Deutschland. 120 Millionen Einwohner zählt Brasilien. 70 Millionen waren es vor einer Generation. (Das Bevölkerungswachstum liegt bei drei Prozent).

Die lutherische Kirche Brasiliens lebt in einem Flächenstaat. Und weil es fast an jedem Ort Christen gibt, muß diese Kirche „flächendeckend“ arbeiten. Die Entfernungen sind ein bestimmendes Element dieser Kirche. Sie muß Kraft haben, Entfernungen zu überwinden. Nur geographisch?

Brasilien ist noch immer dabei, sich selbst zu entdecken. Vor ein paar Jahren, 1976, war es ein Riesenstrom im noch riesigeren Amazonasbecken, das eintausend Kilometer lang sein soll. Den Namen, den der Innenminister mir seinerzeit nannte, habe ich, ein aus engen europäischen Verhältnissen kommender, von Eindrücken überwältigter Gesprächspartner, wieder vergessen; zu viele Ströme hat der Riesenstrom Amazonas. Und doch ist das nur ein Teil des Landes, noch nicht einmal der größte.

Die lutherischen Christen Brasiliens sind „zerstreut“ über ein unaussprechlich weites Land, das nur teilweise erschlossen ist. „Diaspora“ im buchstäblichen Sinn! Sie nehmen teil an diesem Prozeß der Entdeckung und Erschließung. Sie tragen ihn mit. Sie gestalten ihn mit.

Die lutherische Kirche ist eine wandernde Kirche und eine Kirche der Wanderungen. Auch buchstäblich, nicht nur spirituell und theologisch überhöht: Die Geschichte der Gemeinden, noch mehr die Geschichte einzelner Familien, ist eine Geschichte anhaltender Veränderungen, andauernder Wanderungen – von den Südstaaten nordwärts, Jahrzehnt um Jahrzehnt, Generation um Generation, bis an den Rand des Amazonasbeckens. Ein Drittel der Bevölkerung dieses unermeßlich weiten Landes ist andauernd unterwegs, auf der Suche nach Selbsthaftigkeit, nach Heimat. Dieses Suchen nach Heimat gilt besonders für viele immer noch vom Streben und Landbesitz geprägte evangelische Christen, deren Vorfahren fast ausnahmslos als Bauern kamen und als Landwirte neu angingen.

Brasilien ist ein Land tiefer Gegensätze — unbeschadet einer umfassenden, für ein Reich dieser Größe einzigartigen Geschlossenheit: Daß man — durchaus im Unterschied zu Indien oder auch zu China — eine Sprache spricht, nämlich das Portugiesische, das die ersten Eroberer ins Land trugen, macht seine hauptsächlichliche Geschlossenheit aus. Daß das Volk aufs Ganze gesehen friedlich, vor allem ohne nennenswerte rassistische Spannungen lebt, trotz vielfältigster rassischer Einflüsse aus aller Welt, gibt Brasilien desgleichen starke Geschlossenheit. Dennoch stoßen sich starke Gegensätze; oder sie zerren aneinander, wie man will: Brasilien ist zu groß, um eine wirkliche Einheit zu sein; es ist nicht einheitlich lenkbar. Das gilt für alle im nationalen Rahmen tätigen Größen, für die Staatsführung — und auch für Kirchenleitungen.

Die Gebrochenheit der Gegensätze wie der Einheit spiegelt sich schon in der Geographie: Die Hochebene des Südens und die unüberschaubare, undurchdringliche Tiefebene des Nordens stehen in Gegensatz zueinander.

Ein Hochgebirge hat Brasilien nicht, aber die Serras entlang der Küste, vom Norden bis hinunter in den Süden kontrastieren stark zu den unermeßbar weiten Flächen des Südens. Eine hohe Mauer oder ein tiefer Graben trennt die beiden Räume nicht voneinander. Nur die Weite des Raumes, die übermäßigen Entfernungen machen es schwer, alles zu erschließen — diese Weite wirkt wie eine Mauer.

Die Küste ist besiedelt, dicht besiedelt. Das Innere des Landes muß erst erschlossen werden. Brasilien will keine Küstenkultur bleiben. Die Gründung von Brasília vor knapp drei Jahrzehnten, inzwischen zur Millionenstadt herangewachsen, dokumentiert diesen Willen, vorzudringen ins ganze Land. Daß im Jahre 1983 der Süden an einer schlimmen Überschwemmung litt, die Hunderttausende obdachlos machte, und der Nordosten die grauenvolle Katastrophe erlebte, fünf Jahre ohne jeden Regenfall sein zu müssen, charakterisiert die klimatische Gegensätzlichkeit.

Die lutherischen Christen des Landes sind an diesem Prozeß der Durchdringung eines Landes der Gegensätze nach Kräften beteiligt. Aber sie haben ihres Glaubens wegen oder aufgrund ihres Glaubens nie von sich reden gemacht. Wer weiß schon, daß einer der großen Monumentalbildhauer der Millionenstadt Curitiba im Staate Paraná, dessen Erschließung vor drei Generationen begann, evangelisch war. Auch der zuständige Pastor hat es erst aus Anlaß seiner Beerdigung erfahren.

Entlang der Küste, inzwischen auch in einigen Mammutstädten im Landesinneren, in Belo Horizonte oder in Curitiba, hauptsächlich aber in San Salvador (Bahia), in São Paulo, Rio de Janeiro, Porto Alegre, ist Brasilien geprägt von einer Urbanität, wie sie bestenfalls (oder schlimmstenfalls) in den Millionenstädten der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu finden ist. Im

Inneren des Landes, entlang den Grenzen von Chile, Paraguay und Argentinien, leben und wirtschaften die eingewanderten Brasilianer im Stile der frühindustriellen Agrargesellschaft; bis in die Gegenwart sind sie nach Lebensauffassung und Wirtschaftsweise agrarisch ausgerichtet.

Die lutherischen Christen des Landes leben wie die Menschen ihrer Umgebung: in den gigantischen Großstädten, mitunter anonym, steinreich oder bettelarm, in den einsamen Siedlungen der grenzenlos weiten ländlichen Räume. Gemeinde zu sammeln ist da wie dort über die Maßen schwer. Die Entfernungen sind in beiden Bereichen schier unüberbrückbar. Wo Gemeindegemeinschaft schwer ist, wird Kirchbildung noch schwerer. Es hat eben Gründe, daß die Urkirche der Christenheit eine urbane Bewegung war.

Brasilien ist ein katholisches Land, das größte und volkreichste katholische Land der Erde. Allein São Paulo ist in über hundert Diözesen aufgeteilt. Und da arbeiten elf lutherische Pastoren in acht Pfarreien unter elf Millionen Menschen.

Die römisch-katholische Tradition äußert sich überall – immer noch auch in der Selbstdarstellung der offiziellen Kirche. Sie stellt sich am eindrücklichsten in den mächtigen modernen Kathedralen dar. Da wird der Anspruch der Kirche sichtbar, die weiß, daß sie groß, für manche erdrückend groß ist; ein Anspruch, der sich auf Geschichte und Gegenwart erstreckt: die neue Kathedrale in Rio de Janeiro, erbaut im Stile einer mexikanischen Aztekenpyramide, belegt es.

Die lutherischen Christen Brasiliens sind eine verschwindende Minderheit, mißt man mit dem Maßstab der Quantität. Jedenfalls ist die lutherische Gruppe der nichtkatholischen Christen in einer klassischen Diasporasituation. Dabei sollte nicht übersehen werden, daß auch die römisch-katholische Kirche, streng genommen, die Existenzform der Diaspora lebt – in Brasilien vielleicht erlebbarer, intensiver als in irgendeinem Land der Erde.

Brasilien befindet sich als Staatswesen in einer entscheidenden Phase seiner aufs Ganze gesehen noch jungen Geschichte. Beides gibt ihm eine gewisse Einmaligkeit unter den Völkern der ganzen Welt. Die meisten Staaten der sogenannten Ersten Welt sind viel älter, die meisten Staaten der Dritten Welt jünger. Brasilien ist als sogenanntes Schwellenland noch nicht vollends Industriestaat und andererseits nicht mehr Entwicklungsland, das den schnellen Sprung noch wagen müßte von der Steinzeitkultur in die urbane Zivilisation der Moderne.

Brasilien kämpft mit erdrückenden wirtschaftlichen Problemen. Es hat alles – und zugleich fehlt ihm alles, vor allem die Kraft, zu nutzen, was die Natur anbietet, von den Rohstoffen bis zur Energie. Wirtschaftlich gesprochen: Es fehlt ihm an Kapital, nicht an Menschen, nicht an Intelligenz, nicht an Bildung und Ausbildung. Es fehlen ihm die Mittel, zu mobilisieren, was es

besitzt. In dieser Hinsicht unternimmt es Anstrengungen, die alle Bewunderung verdienen — und jeder zieht mit.

Brasilien müht sich um seine politische Gestalt. Die sozialen Probleme, die vor allem wirtschaftliche Ursachen haben, verschärfen die Auseinandersetzung, die deutlich auf Veränderung der politischen wie der wirtschaftlichen Organisation zustrebt.

Die lutherischen Christen Brasiliens nehmen nicht nur als Einzelne an diesem Ringen teil, sondern seit einiger Zeit auch auf nationaler Ebene als verfaßte Kirche. Spätestens seitdem die Kirche sich auf nationaler Ebene zu einer Kirche zusammengeschlossen hat, wollen und können es sich auch die Lutheraner nicht mehr leisten, abseits zu stehen.

Das ist der Raum und die gesellschaftliche Wirklichkeit, in der sich Kirche ereignet. Das ist der Raum, wo das Evangelium nach lutherischem Verständnis gepredigt wird, wo die Sakramente so gereicht werden, wie wir meinen, daß sie einsetzungsgemäß zu reichen sind. Das ist der Raum, wo Kirche Gestalt annimmt, auch die wahre Gestalt einer gegenwärtigen Wirklichkeit.

Dabei sind die gegenwärtig Verantwortlichen vielfältigen Herausforderungen ausgesetzt. Einerseits müssen sie ihre jeweils eigene Vergangenheit, ihre je eigenen Traditionen, auch die des Glaubens, einbringen — und auch hinter sich lassen (wer will, mag das dann Bewältigung der Vergangenheit nennen). Andererseits müssen sie sich einer Wirklichkeit stellen und sich in ihr einbringen, die höchst verschieden ist, voller Entfernungen, konkret und im übertragenden Sinne: Der Wirklichkeit eines Landes, das eine unvorstellbare Ausdehnung hat; das immer noch dabei ist, sich selbst zu entdecken; das voller Gegensätze steckt, geographisch, klimatisch, völkisch, sozial; das mit erdrückender Mehrheit einen anderen religiösen Charakter hat — nicht nur den römisch-katholischen, sondern vor allem auch den animistischen wie säkularisierter religiöser und pseudoreligiöser Kulte.

II.

Die historischen Herausforderungen der lutherischen Kirche selbst sollte man nicht gering veranschlagen. Überlieferungen setzen viele und vielfältige Kräfte frei; sie kosten aber auch Kraft. Den Prozeß der Kirchwerdung kann man nicht verstehen, wenn man nicht in die Geschichte zurückgreift.

Das gegenwärtige Stadium ist vielleicht am hervorstechendsten dadurch gekennzeichnet, daß die lutherischen Kirchen anfangen, sich eine Art brasilianischer Identität zu geben.

Die protestantische Kirchengeschichte Brasiliens beginnt mit der großen Einwanderung im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. Was vorher an protestantischen Einflüssen nach Brasilien eingedrungen war — der Aufenthalt und die begeisterte Aufzeichnung des Pfarrerssohnes Staden (es ist das erste

schriftliche Zeignis über Brasilien überhaupt), die holländische Ära von 1637 bis 1654 unter dem hochgebildeten Humanisten und protestantischen deutschen Reichsgrafen Johann Moritz von Nassau – ist vom Wind der Geschichte verweht, nur die vergilbten Blätter der Landesbeschreibung Stadens und ein paar pittoreske, für Touristen attraktive Forts sind übriggeblieben, wobei man geflissentlich verschweigt, daß zu jener Zeit Brasilien sich in eine Richtung aufschwang, die alle Anzeichen einer Entwicklung wie in den Nordstaaten der späteren Vereinigten Staaten zeigte.

Erst zwei Jahrhunderte später – also nach sieben Generationen einer ungebrochenen katholischen Entwicklung – beginnt eine bescheidene Art evangelischer Kirchengeschichte:

Brasilien, inzwischen Kaiserreich geworden – als der vor Napoleon auf seine brasilianische Besitzungen geflohene portugiesische König wieder nach Europa zurückgekehrt war, hatte sein ältester Sohn bald darauf, 1815, das Kaiserreich Brasilien ausgerufen und als Pedro I. die Herrschaft angetreten –, rief Kolonisten ins Land: „Es ist nötig, der Entwicklung der Landwirtschaft hilfreich zur Seite zu stehen, die Überfahrt zu erleichtern und die Erwerbung guter Kolonien zu fördern, welche die Zahl der Arme mehren, die wir brauchen“, dekretierte Kaiser Peter. Er schickte seine Werber vor allem nach Deutschland, denn Kaiserin Leopoldine war eine Tochter des österreichischen Kaisers Franz I.

Neben dem Willen zur Landerschließung mag es auch darum gegangen sein, nach dem Verbot des Sklavenhandels andere Arbeitskräfte zu finden und – die militärische Strategie spielte auch in Brasilien eine Rolle – im Süden Brasilien das Land gegen Paraguay hin zu schützen: seinerzeit im Süden, in den letzten Jahrzehnten im Norden; seinerzeit nach Paraguay, Argentinien und Uruguay hin, jetzt gegenüber Guayana, Kolumbien, Peru; damals zum Schutz vor Grenzkonflikten im Süden, jetzt aus Angst vor subversivem Eindringen aus dem Norden.

Die Agenten von Pedro I. hatten Erfolg. 1824 wurde im Süden die Stadt São Leopoldo gegründet. Aus dem Hunsrück in der Pfalz, aus Sachsen, aus Württemberg und aus Sachsen-Coburg ließen sich Einwanderer nieder, im südlichsten Staat Brasiliens, in Rio Grande do Sul, an der Grenze nach Uruguay hin. – Aus dem Rheinland, aus Pommern und Schlesien folgten die Gründer von Santa Cruz 1849. Aus Pommern, aus Sachsen, später auch aus Böhmen kamen die Gründer von Nova Petropolis, ebenfalls im Staate Rio Grande do Sul. 1868 gründeten die Westfalen die Stadt Teutonia. Rheinländer und Pommern bevölkerten São Lourenço.

In Santa Catarina riefen Holsteiner, Hannoveraner, Braunschweiger mit Einwanderern aus Pommern und Sachsen die Stadt Blumenau ins Leben. Oldenburger, Badener und Landsleute der Blumenau-Siedlung gründeten

Brusque. Im schönen Joinville wirkten Preußen und – erstmals – Schweizer mit. Das alles geschah zwischen 1850 und 1860.

Ab 1877 kamen Wolgadeutsche nach Südbrasilien, vor allem nach Paraná, wo sie verschiedene kleinere Siedlungen schufen. Und nördlich von Rio de Janeiro, in Espirito Santo, siedelten Hessen, Hunsrücker und Pommern; Santa Izabel und Santa Leopoldina entstanden so zwischen 1847 und 1857. Schweizer und Hessen riefen Nova Friburgo im Staate Rio de Janeiro ins Land; Einwanderer aus der Pfalz, aus Westfalen, Nassau, dem Moselgebiet und Rheinland schufen 1845 Petrópolis, die Sommerresidenz der brasilianischen Kaiser. In Minas Gerais, noch etwas weiter nordwärts, entstand 1847 Teófilo Otoni.

Deutsches Nationalgefühl brachten die ersten Einwanderer kaum mit, wohl aber viel Heimatsehnsucht. Schlechte Ernten, Hungersnöte, die Wirtschaftskrisen der sechziger und achtziger Jahre hatten sie zur Auswanderung gezwungen. Auch die Aufhebung der Leibeigenschaft war eine der frühen Ursachen, denn viele waren darauf nicht vorbereitet, waren in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten und hatten ihr Land den ehemaligen Herren verkaufen müssen. Tagelöhnerdasein oder Auswanderung war die Alternative gewesen. Nur die wenigsten sprachen von Deutschland als Ganzem, schließlich kamen sie alle aus einzelnen Ländern.

Die eingewanderten Kolonisten hatten es schwer – obwohl sie anfangs das Erlebnis eigenen Besitzes begeisterte. Hier zwei Zeugnisse über die Anfangsfreude der glückstrunkenen ersten Generation: „Wir wohnen in einer Gegend, die sich gar nicht schöner und besser denken läßt, so daß niemand von uns so wohl Groß als auch Klein mehr nach Deutschland gelüftet ... Wir danken Gott, daß wir die Reise angetreten haben, denn so hätten wir es in Deutschland nie bekommen. Auch haben wir vom Kaiser drei Pferde, zwei Ochsen, eine Kuh, zwei Äxte, zwei Schippen, zwei Hauen, zwei Sattel und zwei Zäume, jeder bekam ein Bett und die Kleidungsstücke usw. Und auf jeden Kopf, der über dreißig Tag alt ist, bis im Alter jeden Tag acht Wentin, nach unserm Geld ein Frank und dies dauert zwei Jahre lang. Wir haben an jetzt schon fünfzehn Stück Kühe, sechs Ochsen und acht Pferde und denken in der Zeit von zwei Jahre bei zweihundert zu haben; denn für Heu und Klee, überhaupt für Futter, braucht man nicht zu sorgen; denn es geht Winter und Sommer, Tag für Tag auf der Weide ... Wir leben hier alle Tage herrlich und in Freuden, wie die Fürsten und Grafen in Deutschland; denn wir leben hier in einem Land, das gleich dem Paradiese ist, es läßt sich gar keine bessere und schönere Gegend denken als diese.“

Probleme eigener Art brachte die Gruppe mit, die 1848/49 nach Brasilien kam, die der gescheiterten Revolutionäre. „Ubi libertas, ibi patria“, lautete ihr Motto – wo es Freiheit gibt, ist unser Vaterland.

Die Einwanderer aus Deutschland gerieten bald in eine schwierige Situation: sollten sie sich mit der vorhandenen Bevölkerung verschmelzen? Sie hatten anderes vor. Dadurch, daß sie eigene Siedlungen geschaffen hatten, konnten sie eigene Gemeinschaften bilden. Aber sie waren zu wenige, auch zu unpolitisch, sieht man von den Achtundvierzigern ab, um eine wirkliche Rolle zu spielen. Auch eine soziale Assimilation war schwierig: Von der einheimischen weißen Oberschicht der Großgrundbesitzer unterschieden sie sich durch ihre Bereitschaft zu eigener körperlicher Arbeit. Das machte sie dieser Gruppe verdächtig. Bis dahin hielt man in Brasilien körperliche Arbeit eines weißen Mannes für unwürdig. Nach den in Brasilien geltenden portugiesischen Gesetzen verlor ein Adelige durch die Ausübung körperlicher Berufstätigkeit seine Vorrechte. Aber auch von der arbeitenden Bevölkerung wurden diese weißen Einwanderer skeptisch betrachtet. Sie blieben Fremdlinge. Hinzu kam der andere Glauben vieler Einwanderer, etwa die Hälfte war evangelisch. Der Wille zur Anpassung allein reichte nicht aus. Die deutsche Einwanderergruppe wurde „marginalisiert“, zur gesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit heruntergedrückt.

Dieser Sachverhalt ändert nichts an der Tatsache, daß die Einwanderer aus Deutschland einen gewaltigen Entwicklungsbeitrag für Brasilien leisteten. Während der ersten Einwanderungswelle kam es bereits zur ersten gezielten Entwicklungshilfe-Aktivität im modernen Sinn: eine „Arbeiterkompagnie“ aus Hamburg wanderte ein, um den brasilianischen Städte- und Straßenbau zu entwickeln; Bautischler, Maurer, Schmiede und Eisengießer, Pioniere und Brückenbauer kamen und lösten eine zweite technische Revolution im heißen Recife aus, wo die Holländer schon vor zwei Jahrhunderten tätig gewesen waren. Die Bauern aus Deutschland haben Pflug und Egge in der brasilianischen Landwirtschaft eingeführt. Die in den Südstaaten sich entwickelnde Kleinlandwirtschaft hat einen großen Teil Brasiliens vorzüglich strukturiert. Tierzucht, Ackerbau und Kleinindustrie entwickelten sich dort zu großer Kraft.

Freilich bildeten die Einwanderer aus Deutschland nur eine Gruppe von vielen; größer war die Zahl der Italiener, die nach 1876 kam, beinahe eine Million, und die der Portugiesen mit etwa vierhunderttausend sowie der Spanier mit über zweihunderttausend. Die Einwanderer aus Deutschland werden auf insgesamt dreihunderttausend geschätzt.

III.

Bis es zur Kirchengründung kam, dauerte es lange. Zuerst entstanden Gemeinden. Sie machten den Anfang.

1886 — inzwischen sorgten die Baseler Mission, der Evangelische Oberkirchenrat aus Berlin und der Gustav-Adolf-Verein für Pastoren und deren Ausbildung — kam der erste Zusammenschluß evangelischer Gemeinden in

Brasilien zustande. Die Riograndenser Synode wurde gebildet. Sie ist das Lebenswerk von Wilhelm Rotermund, der in São Leopoldo eine Lebensaufgabe fand. Seine Nachfolge trat Hermann Gottlieb Dohms an. Beide mühten sich darum, eine „Deutsche Evangelische Volkskirche in Brasilien“ zu schaffen.

Neben dem Problem der Stellung in Brasilien taucht seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Frage nach der deutschen Volkszugehörigkeit auf. Sie beschäftigt die Evangelischen in Brasilien über drei Generationen hinweg, als Last im Verborgenen vielleicht noch heute. Das große Verdienst von Hermann Gottlieb Dohms ist es, neben der Gründung der theologischen Ausbildungsstätte in São Leopoldo diesem südlichsten Zusammenschluß evangelischer Gemeinden in Brasilien eine streng lutherische Ausrichtung gegeben zu haben. „Er war leidenschaftlich Lutheraner, ein Mann, bei dem bis in die letzten Konsequenzen hinein Luthers Zwei-Reiche-Lehre und die neue lutherische Theologie der Ordnungen zu verfolgen ist, ein Mann, der mit seiner Confessio Augustana lebte und sie gegen jeden Mißbrauch leidenschaftlich verteidigte und es nicht gestattete, daß irgend etwas in sie hineingelesen wurde“, schreibt Martin Dreher.

Die Vorgänge in Deutschland, das aufkommende alldeutsche Getue der Ära Wilhelms II. wie die Katastrophe des Nationalsozialismus wirkten auch auf die evangelischen Gemeinden in Brasilien. Es gab viele innere Spannungen. Darum kann es zu den Wundern des Wirkens des Heiligen Geistes gezählt werden, daß aus diesen Wirren am Ende eine starke, gut gegliederte Evangelische Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien hervorgegangen ist. Wie es dazu kam, kann im Einzelnen hier nicht nachgezeichnet werden, ein paar Striche müssen genügen:

Zunächst bleiben die vielen Einwanderergemeinden und die durch die Binnenwanderung neu entstandenen Siedlungen ohne geistliche Versorgung. Katholisch wollte man freilich nicht werden. So gingen einige Gemeinden dazu über, aus ihrer Mitte Laien zu Pfarrern zu bestimmen, „Pseudopfarrer“ nannte man sie bald. Die brasilianische Regierung war sogar bereit, sie (ab 1863) anzustellen, wenn sie nur eine „Ernennungs- oder Wahlschrift“ vorlegen konnten.

Der erste evangelische Pfarrer in Brasilien überhaupt war Friedrich Oswald Sauerbronn, der sich 1823 vom Agenten des brasilianischen Kaiserreiches, Major Alois Schaeffer, überreden ließ, mit seinen Gemeindegliedern aus Kienbecherbach bei Meissenheim in Hessen-Homburg geschlossen nach Brasilien auszuwandern. Die ihm gemachten Versprechungen wurden nicht eingehalten. In größter Armut mußte er seinen Dienst an den Evangelischen in Nova Friburgo versehen. Bis zu seinem Tod 1864 übte er sein Amt dort aus.

Um die gleiche Zeit wanderte Friedrich Christian Glöhöfer in Rio Gran-

de do Sul ein, aber nicht als Pfarrer, sondern als Kolonist. Er errichtete zwar in der Kolonie São Leopoldo eine Kirche, starb aber in den Revolutionswirren von 1838 — einer der ersten Pastoren, die sich in Brasilien politisch engagierten.

Mit den „Pseudopfarrern“ machten die Gemeinden wenig gute Erfahrungen. Dieser Ableger des Laienpriestertums hat sich nicht bewährt. Abenteurliche Existenzen waren darunter. So beschreibt ein Pfarrer seine Kollegen: „Der eine ein fortgejagter Schulmeister aus Deutschland, der als Trinker und Spieler berüchtigt ist; der andere ein durchgegangener Unteroffizier aus Preußen, dem im Trinken kein anderer gleichkommt! Der Dritte ein Bierwirt aus Porto Alegre, der dort mehrfach bankrott machte und, da er seinen Lebensunterhalt nicht anders finden konnte, Pastor wurde; der Vierte ein übelberüchtigtes Subjekt, das weder lesen noch schreiben kann ...“ Nicht alle waren so. Wie hätten die Gemeinden sonst überleben können! Viel Ernsthaftigkeit steckt im Ganzen.

Auch die Gemeinden selbst hatten Schwierigkeiten. Sie gründeten zwar Schulen, aber sie waren nicht immer zu genügend Opfern für die Schulen bereit: die Kleinbauernmentalität richtete sich mehr auf schnellen und direkten Erwerb. Es kam oft zu Mißhelligkeiten zwischen Gemeinden und Pastoren. Die Pfarrer aber — gleichgültig ob akademisch gebildet, seminaristisch vorbereitet oder ob Pseudopfarrer — waren vollständig abhängig von ihren Gemeinden, denn diese brachten ihr Gehalt auf. Eine übergeordnete ausgleichende Instanz gab es nicht. Da mußte es manchmal zu Unzuträglichkeiten kommen. Von einer pommerischen Gemeinde wird erzählt, daß sie ihren Pastor verprügelt habe — die ehemaligen Leibeigenen aus Pommern gingen nun mit ihrem Pastor um wie einst die Gutsherren mit ihnen.

Nicht alle Einwanderer hielten sich zu den Gemeinden. Viele der Achtzehnhundertachtundvierziger standen der Kirche kritisch gegenüber. Von den anfangs der fünfziger Jahre in Espirito Santo eingewanderten sächsischen Fabrikarbeitern wird berichtet, daß sie „mit ihrer politisch freien Gesinnung auch den Geist der Opposition gegen Kirche und Pfarrer herübergebracht und auf ihre Nachkommen übertragen“ hätten.

Der Weg zur organisatorischen Kirchenbildung war lang, und er war voller Irrungen und Wirrungen. Er spiegelt — aufs Ganze gesehen — die unterschiedlichen Prägungen wider, die die Auswanderer aus Deutschland in das neue Land mitbrachten, wo sie lange nicht heimisch werden wollten, denn sie verstanden sich nicht nur als Auswanderer, sondern fühlten sich lange als Rückwanderer.

Insgesamt vier Synoden — so nannte man die Gemeindegemeinschaften — entstanden im Laufe der Zeit:

Zunächst die Riograndenser Synode, in einem ersten Anlauf gegründet

von dem niedersächsischen Lutheraner Dr. Wilhelm Rotermund (1843–1925). Die Synode verstand sich als freiwillige „Vereinigung“ selbständiger „evangelischer Gemeinden der Provinz Rio Grande do Sul“, also als „Gemeindekirche“ nach presbyterianischem Muster.

Die Ziele, die man verfolgt, sind sehr praktisch, sie sind zugleich typisch für den Zustand der Gemeinden im Jahre 1886, also etwa zwei Generationen nach dem Beginn der großen deutschen und italienischen Einwanderung. Zwölf Pfarrer, neun Gemeindevertreter, zwei Lehrer und der deutsche Konsul hatten sich am 19. und 20. Mai 1886 in Porto Alegre versammelt: Man will den „traurigen und trostlosen Zustand“ mancher Gemeinden beenden, die „Anarchie“ und das „Chaos im protestantischen Lager“ überwinden, den Gemeinden zu einer guten, nach Möglichkeit einheitlichen inneren Ordnung verhelfen, „über die gute Ordnung in der evangelischen Kirche“ wachen und den Gemeinden in der synodalen Gemeinschaft „Halt und Festigkeit“ bieten.

Als wesentliche kirchenbildende Elemente sind enthalten: die geordnete Verkündigung des Evangeliums und die Verwirklichung von Gemeinschaft.

Diese älteste Synode wurde wegweisend für alle weiteren Synoden in Brasilien. Ihr Ansatz war für das traditionelle Luthertum neu und blieb es eigentlich bis heute: Sie verstand sich als „Gemeinde-Kirche“. Erklärtermaßen konfessionell lutherisch verstand sie sich nicht.

Mitte 1899 taten sich einige streng lutherisch ausgerichtete Pfarrer zur „Evangelisch-Lutherischen Pastoral-Konferenz von Santa Catarina, Paraná und anderen Staaten“ zusammen. Es waren Pfarrer, die vom bayerischen Gotteskasten, dem jetzigen Martin-Luther-Verein, seit 1897 im Auftrag der Gotteskastenvereine nach Brasilien entsandt worden waren. Zum Teil waren sie über Nordamerika in den Süden des Landes gekommen, wie etwa Otto Kuhr, ein Franke, der 1897 vom Gotteskasten als Reiseprediger nach Brasilien geschickt wurde, um die zahlreichen lutherischen Christen zu sammeln, die vor allem im Raume Curitiba (Paraná) eingewandert waren: es waren dort hauptsächlich lutherische Wolgadeutsche; Kuhr erhielt Vikare, die in Neuendettelsau ausgebildet waren. So kam es zu der engen Bindung zwischen den Lutheranern in Bayern und Brasilien, obwohl kaum Auswanderungen aus Franken zu verzeichnen sind. Ein anderer streng lutherischer Pfarrer, Philipp Peter, kam aus dem schleswig-holsteinischen Kropp.

Am 9. Oktober 1905 war es nach einem Seminar über die Jerusalemer Apostelsynode (Apg. 15) soweit: die Gotteskastengemeinden gründeten eine „Evangelisch-Lutherische Synode“, kurz „Gotteskasten-Synode“ genannt. Pfarrer Otto Kuhr wurde zum ersten Präses der Synode gewählt. Nach einem Vortrag zur lutherischen Rechtfertigungslehre brachten die acht Pfarrer und vier Gemeindevertreter ihre „einhellige Zustimmung zu dieser Grundlehre“

zum Ausdruck. Es dauerte einige Zeit, bis sich auch die Gemeinden in ihrer Mehrzahl bereitfanden, der Synode beizutreten. Dreißig „nichtsynodale“ Gemeinden nahmen zwar bekenntnisgebundene Pfarrer in ihren Dienst, schlossen sich selbst aber der Synode nicht an.

Es kam oft zu harten Auseinandersetzungen zwischen den „Gotteskasten-Pfarrern“ und den „Mischmaschprotestanten“ der preußischen Union, wie eifrige Lutheraner ihre unionistisch gesonnenen Kollegen nannten. Daß die Bekenntnisfrage frühzeitig gestellt wurde, ist das Hauptverdienst der Gotteskastenpfarrer. So zwangen sie zu einer Besinnung auf die Grundlagen alles Kircheseins und aller praktisch-kirchlichen Arbeit. Hier liegt ihre kirchengeschichtliche, kirchenbildende Bedeutung.

Am 2. Mai 1896 – drei Jahre ehe sich die Gotteskastenleute erstmals zusammaten – konstituierte sich eine andere Pfarrergemeinschaft, die „Evangelische Pastoralkonferenz von Santa Catarina“. Starken Auftrieb erhielt ihre Arbeit, als der Generalsekretär des Gustav-Adolf-Werkes, D. Martin Braunschweig, vom Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin nach Santa Catarina als Kommissar entsandt wurde und veranlaßte, daß man sich Statuten gab, einen Reiseprediger bestellte und die Herausgabe eines Gemeindeblattes vornahm. Das Programm, das der erste geschäftsführende Vorsitzende, der vom Berliner Oberkirchenrat entsandte Pfarrer Walther Mummel-dey, vorlegte, hatte zum Inhalt die Grenzziehung zwischen den Gemeinden, die Überwindung von innergemeindlichen Auseinandersetzungen, die Verwirklichung eines „praktischen Christentums“ (Innere Mission), die wirksame Vertretung „evangelischer Interessen“ in der Öffentlichkeit. Nach fünfzehn Jahren – solange dauerte der Schritt zur Kirchengründung –, 1911, wurde diese dritte Synode gegründet, der „Evangelische Gemeindeverband von Santa Catarina“. Jetzt gab es in Santa Catarina und in Paraná zwei Gemeindeverbände, die lutherische Gotteskastensynode und die Evangelische Synode.

Im Juni 1912 war auch im mittelbrasilianischen Rio de Janeiro, in der Hauptstadt des Reiches, die Zeit reif, daß einige Gemeinden zusammengeschlossen werden konnten. Acht Gemeindevertreter und zehn Pfarrer versammelten sich, angereist aus den Staaten São Paulo, Minas Gerais, Espírito Santo sowie aus Stadt und Staat Rio. Sie riefen die „Mittelbrasilianische Synode“ ins Leben. Ihr erster Präses war Pfarrer Ludwig Hoepffner; er blieb bis zu seinem Tod 1941 im Amt.

Vier Gemeindeverbände standen am Anfang des kirchlichen Strukturierungsprozesses. Der Prozeß der Konsolidierung, der die erste Hälfte unseres Jahrhunderts prägte, verlief in den vier Synoden ziemlich parallel: Hauptthema war das Verhältnis zwischen Pfarrer und Gemeinde. In nicht wenigen Gemeinden fürchtete man, die „Pfaffen“ könnten eine eigene

Hierarchie aufbauen, den Gemeinden ihren Einfluß nehmen, ja sie „knechten“. Das Autonomie-Bewußtsein der Gemeinden stärkte das Mißtrauen gegen die Pastoren. Der Pfarrer galt als „Angestellter“ der Gemeinde. Der Rechtscharakter der Gemeinde tat ein Übriges: Rechtlich waren die Gemeinden Vereine; so verstanden sie sich auch meist selbst. Der Pfarrer galt als Geschäftsführer des Vereins. Oft kam es vor, daß er von den Vorstandssitzungen ausgeschlossen war.

Dennoch gliederten sich im Laufe der beiden folgenden Generationen immer mehr Gemeinden den Synoden ein. 1961 stellte sich das so dar:

Die Riograndenser Synode umfaßte 679 Gemeinden (nicht Pfarreien) mit 119 Predigtplätzen, 335 000 Gemeindegliedern (Einzelpersonen) und 129 Pfarrern.

Die Lutherische Synode hatte 220 Gemeinden, 67 Predigtplätze, 116 000 Gemeindeglieder und 34 Pfarrern.

Die Evangelische Synode von Santa Catarina und Paraná hatte 116 Gemeinden, 27 Predigtplätze, 103 Gemeindeglieder und 26 Pfarrern.

Die Mittelbrasilianische Synode bestand aus 19 Gemeinden mit 67 Predigtplätzen, 38 000 Gemeindegliedern und 18 Pfarrern.

Am 25. Oktober 1968 nahmen die Synodalen der vor längerem geschaffenen Kirchenversammlung aus allen Synoden die „Grundordnung der Evangelischen Kirche lutherischen Bekenntnisses in Brasilien“ an. Der 1949 geschaffene „Bund der Synoden“ war damit überflüssig. Die bis dahin bestehenden vier Synoden waren zu einer Kirche verschmolzen. In einem eigenen Wort an die Gemeinden wurde ihnen für ihr „klares Ja zur Gesamtkirche“ gedankt.

Die neue Grundordnung solle, so steht es im Wort an die Gemeinden, „der Anfang sein für eine treue, vertiefende, wirksame Arbeit in der Zukunft“ mit dem Auftrag, „der über ihre eigenen Grenzen hinausreicht“. Ausdrücklich wird die „Mitverantwortung für die Umwelt“ erwähnt.

Und nun ist die EKLBB als Kirche dabei, sich zu konsolidieren. Sie ist eine junge Kirche mit einer direkten Tradition, das unterscheidet sie von anderen jungen Kirchen. Man könnte auch sagen: Sie hat alle Probleme einer jungen Kirche und schleppt dazu die der alten Kirchen mit sich herum.

Lange Zeit empfanden sich Brasiliens Lutheraner als „transplantierte“ Kirche. Inzwischen gehen sie tapfere Schritte in Richtung einer eigenen Identität. Sie verstehen sich als Christen lutherischen Bekenntnisses in Brasilien. Sie arbeiten mit in ihrem Staat und in ihrer Gesellschaft, sie sprechen die Sprache ihres Landes und sind auf der Suche nach einer Theologie, die den Herausforderungen ihres Landes entspricht.

Sie arbeiten weiter an der Einheit – und sie tun es in ernster ökumenischer Anstrengung. Sie wollen den Christen um sie herum dienen mit den ihnen besonders anvertrauten Gaben.

Sie haben nach wie vor mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen — mit denen einer Minderheitskirche (ein Prozent unter 120 Millionen Menschen), mit denen einer jungen Kirche, mit denen einer ehemaligen Einwanderer- (oft genug Fremden-) Kirche und mit allen Problemen von Kirchen in Entwicklungsländern.

Nach wie vor ist es eines der größten Probleme, einen guten Mittelweg zwischen dem kongregationalistischen und dem episkopalen Prinzip zu finden. Das Gemeindeprinzip und das zentrale Leitungsprinzip (kollegial-präsidial oder episkopal) ringen miteinander.

Noch schwerwiegender sind die Probleme, die daraus erwachsen, daß die Kirche sehr schnell den Weg in die volle Selbständigkeit ging — auch der vollen Verselbständigung gegenüber den Mutterkirchen. Der Partnerschaftsvertrag zwischen der Evangelischen Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien und der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern markiert die neuen Formen der Beziehungen.

Sage mir nur von keiner Liebe noch Freundschaft, wo man dem Wort oder Glauben will abbrechen; denn es heißt nicht, die Liebe, sondern das Wort bringt ewiges Leben, Gottes Gnade und alle himmlischen Schätze.

Martin Luther